

Familienmitgliedern; nirgends ist man störenden Eigenschaften von Lebensgenossen so unentrinnbar ausgeliefert; es ist oft die gleiche Lage wie zwischen den Teilnehmern der Nansen-Fahrt, die, jahrelang in der Einöde aufeinander angewiesen, schließlich so reizbar wurden, daß schon die Art des Hustens des einen den anderen in Raserei versetzen konnte.

Ähnlichkeit zwischen Familiengliedern vermehrt nicht immer die Aussicht auf gutes Einvernehmen; wir haben, wenn wir uns wirklich kennen, meist keinen Anlaß zu wünschen, daß wir selber noch einmal in Wiederholung auftreten, und sehen im anderen, der uns gleicht, schärfer und peinlicher, was wir an uns selbst anders wüshten.

Sprichwörtlich bekannt ist der vergiftende und manchmal auf Generationen hin trennende Einfluß einer Erbteilung, wenn man auch die Formel als lieblos empfinden mag, auf die mir gegenüber ein verärgerter Erbe seine Stimmung gebracht

hatte: Wenn es ans Erben geht, bleibt von den Familienbanden nichts übrig als die Bande.

Wohlbekannt ist auch der lebenslänglich nagende Wurm der Erinnerung an die Kränkungen des Selbstgefühls, die der „arme Verwandte“ in jungen Jahren hinnehmen mußte. Wer als Arzt Einblick auch in die dunklen Ecken der Häuser gewinnt, weiß, daß Heines Affrontenburg allerorten steht, nicht nur an der Elbe, wo „die Sippen und die Magen“ ihn so tief verletzt hatten.

Schamhaft verborgen oder heuchlerisch weggeleugnet sprießt überall der Verwandtenhaß, eine, wie es scheint, unvermeidliche Beigabe zum Dasein, auf deren Hintergrund sich aber die menschlich schönen Züge des Familienlebens nur um so leuchtender abheben.



Chrissy Rheinbay